

»Behalten Sie sie, bitte«, sagte er mit freundlichem und wissendem Blick. »Klingt so, als bräuchten Sie sie dringender als ich.«

Seine Bemerkung war mir unangenehm, was aber noch lange keine Entschuldigung für meine reflexhafte Reaktion war. »Haben Sie etwa mein privates Gespräch *belauscht*?«

Die Augen des Mannes, die von einem ungewöhnlichen Grauton waren, wie regennasser Schiefer, wurden bei meinem angriffslustigen Ton etwas größer. »Völlig unbeabsichtigt, das kann ich Ihnen versichern.« Er sprach ruhig, aber mir fiel auf, dass sich seine Nasenlöcher ein (kleines) bisschen weiteten, wie die Nüstern eines Drachen kurz vor dem Feuerspeien. »Obwohl ich nicht sicher bin, ob man eine so laut geführte Unterhaltung wirklich ›privat‹ nennen kann.«

Damit hatte er recht, aber die Scham machte es mir unmöglich, auf meinen Verstand zu hören, der mir riet, ich solle ihm höflich danken und weggehen. »Es *war* niemand in der Nähe. Ich habe mich vorher umgeschaut. Und es war eine sehr persönliche Unterhaltung.«

Der Mann seufzte, und ich fragte mich, wie oft er seine gute Tat heute noch bereuen würde. Seinem Gesichtsausdruck nach zu schließen, bestimmt mehr als einmal. »Ich bin schon eine Dreiviertelstunde hier.«

Ich stopfte mir seine Taschentücher in die Hosentasche und hörte mich in einem teenagerhaft gereizten Ton, für den ich inzwischen längst zu alt war, sagen: »Tja, dann haben Sie sich wohl verdammt gut versteckt.«

An seinem Blick erkannte ich, dass ich eine Grenze überschritten hatte, und plötzlich wurde mir wieder bewusst, wo wir uns befanden.

»Ich hatte mich auf den Boden gekniet, um das Grab meiner Frau zu pflegen«, erwiderte er leise.

Ich senkte den Blick und sah zwei kreisrunde feuchte Flecken auf seiner Jeans, die seine Worte bestätigten. »Ich ... Es tut mir leid«, druckste ich verlegen herum.

Der Mann schüttelte den Kopf, und ich bemerkte dabei die feinen Silberfäden an seinen Schläfen. Er war älter, als ich zunächst gedacht hatte, vielleicht Anfang vierzig. Seine schlanke Statur und die lockere Freizeitkleidung ließen ihn jünger wirken.

»Schon gut«, sagte er, ich hatte aber immer noch das Gefühl, dass er sich über mich ärgerte. Allerdings war er damit nicht allein, denn ich ärgerte mich auch über mich. »Ich

wollte gerade sowieso gehen, dann können Sie Ihre ... Unterhaltung ungestört fortführen.«

»Nein, bitte, gehen Sie nicht meinetwegen. Das gibt mir das Gefühl, ich hätte Sie vertrieben.«

»Nicht doch.« An seinen Lippen konnte ich sehen, dass es eine Höflichkeitslüge war.
»Ich kann auch später noch mal wiederkommen.«

Er wandte sich ab, und ich schämte mich schrecklich. In meinem Beruf war ich daran gewöhnt, mit Leuten umzugehen, die einen Menschen verloren hatten. Und während meiner gesamten Zeit als Floristin hatte ich noch nie derart unbedacht mit einem trauernden Angehörigen gesprochen.

»Es tut mir *wirklich* leid!«, rief ich ihm hinterher. Einen Augenblick lang dachte ich, er würde einfach weitergehen, doch er wurde langsamer und drehte sich um.

»Schwamm drüber«, erwiderte er, und sein Gesichtsausdruck wurde jetzt sanfter. »Es klang so, als ob Sie und Ihr ... Partner ...«

»Mein Mann«, berichtigte ich ihn leise.

Seine Augen blickten mich mitfühlend an. Er nickte leicht. »Es klang, als hätten Sie eine Menge zu besprechen.«

Mit diesen Worten ging er, überraschend leise für einen so großen Mann. Kein Wunder, dass ich ihn nicht hatte kommen hören. Ich vergrub die Hände in den Hosentaschen und umklammerte das Geschenk des Fremden. Dann trat ich wieder an Tims Grabstein. Das Gras war ein wenig feucht, aber ich setzte mich im Schneidersitz auf die Erde und lehnte meine Stirn an den kalten Marmor. »Sag jetzt nichts«, warnte ich meinen für immer verstummten Mann. »Kein einziges Wort.«

In den nächsten Tagen ging mir die zufällige Begegnung auf dem Friedhof immer wieder durch den Kopf, und jedes Mal, wenn ich daran dachte, wie ich mich verhalten hatte, schauderte es mich. Natürlich würde ich mich bei unserer nächsten Begegnung bei ihm entschuldigen, hoffte aber, dass es gar nicht zu einem erneuten Zusammentreffen kommen würde. Es war merkwürdig zu wissen, dass ein wildfremder Mann als Einziger ein Geheimnis kannte, das ich bisher weder meiner Familie noch meinen Freunden anvertraut hatte.

Ich hielt beim Sortieren der frühmorgendlichen Blumenlieferung von der Gärtnerei inne. Das Kind, das Tim und ich uns gewünscht hatten, schien zum Greifen nahe, ich

musste nur noch die Hand danach ausstrecken. Wir hatten noch eine letzte Chance, unseren Traum Wirklichkeit werden zu lassen. Die Entscheidung, mit der In-vitro-Fertilisation allein weiterzumachen, war Furcht einflößend, aber auch berauschend. Ein Kind. Ein winziger Mensch, entstanden aus Tim und mir. Es war ein Weg, wie Tim weiterhin Teil meines Lebens sein konnte, in greifbarer Form, nicht nur in meinem Herzen und in meinen Erinnerungen. Ich zog den hohen Hocker unter meinem Arbeitstisch vor und setzte mich etwas ungeschickt darauf. Es war eine große, eine lebensverändernde Entscheidung, und ich hatte nie vorgehabt, sie allein zu treffen.

Ich schloss die Augen in dem Wissen, dass ich statt des gekühlten Lagerraums gleich wieder das Sprechzimmer des Onkologen vor meinem inneren Auge sehen und mir erneut die Diagnose anhören würde, die unser Leben und die Zukunft, die wir uns erträumt hatten, zerstörte. Das Läuten der Ladenglocke bedeutete eine willkommene Ablenkung, denn sie riss mich aus der Erinnerung, der ich viel zu häufig nachhing.

Crazy Daisy war immer so viel mehr für mich gewesen als nur ein Geschäft. Der Blumenladen war etwas, wovon Tim und ich geträumt und das wir uns gemeinsam aufgebaut hatten, zum Teil sogar von seinem Krankenbett aus oder während der langen Tage zwischen den Behandlungen, wenn es ihm nicht gut gegangen war und er nicht die nötige Kraft besessen hatte, seiner Arbeit als Lehrer nachzugehen. Das Geschäft war gewissermaßen unser Kind, unser Erstgeborenes, und ich verteidigte es leidenschaftlich.

Als Tim seinen Kampf verloren hatte und mich allein zurückließ, als ich nur noch zusammengekrümmt daliegen und ihm nachfolgen wollte, war am Ende der Laden der Grund gewesen, weshalb ich jeden Morgen aufstand. Ihn aufzugeben war so, als würde ich Tim aufgeben. Und das hätte ich niemals getan. Ohne Crazy Daisy hätte ich die ersten hoffnungslosen Monate der Trauer und Verzweiflung wohl nicht durchgestanden. Und jetzt, fünf Jahre später, war ich bereit, mit dem Mann, den ich liebte, einen letzten Zaubertrick zu vollführen. Es würde nicht leicht werden. Das war mir bewusst. Ich würde ständig Angst haben, alles falsch zu machen. Ohne Tims ausgleichendes Wesen würde ich wahrscheinlich eine schreckliche Mutter abgeben. Und doch konnte ich es kaum erwarten herauszufinden, ob sich diese Vermutung bestätigte.



Kapitel 2

Beth

Nach Tims Tod war ich anfangs täglich zum Friedhof gegangen. Das hatte mir nicht gutgetan, wie mir inzwischen klar geworden war. Damals hatte ich weder auf meine besorgten Eltern hören wollen noch auf meine Schwester, die mir ihre Bedenken von Australien aus mitgeteilt hatte, wo sie jetzt lebte. Doch dann reduzierte ich meine Besuche auf ein bis zwei pro Woche. Weniger wäre mir falsch vorgekommen.

Abends waren immer mehr Leute auf dem Friedhof als zu anderen Tageszeiten, und im Vorbeigehen erkannte ich bald einige der regelmäßigen Besucher wieder. Manche waren bei der Grabpflege, schauten kurz von den Ruhestätten ihrer Lieben auf und nickten mir zu, als wären wir Pendler, die seit Jahren dieselbe Strecke fahren, ohne je ein Wort miteinander zu wechseln.

Auf Friedhöfen herrschen ganz eigene Regeln. Ein Nicken ist in Ordnung. Wenn man sich kennt, ist sogar ein schwaches Lächeln erlaubt. Auf keinen Fall aber mischt man sich in die Gespräche zwischen den Angehörigen und ihren Toten ein. Der Mann, der mir kürzlich Taschentücher gereicht hatte, wusste das offenbar nicht. Ich fragte mich, ob er seine Frau erst vor Kurzem verloren hatte.

»Hey. Da bin ich wieder«, sagte ich zu der weißen Grabeinfassung, auf die ich in den ersten Tagen so viele Tränen vergossen hatte. Es wundert mich, dass der Stein davon noch nicht aufgelöst war. Ich war ein Wrack gewesen, nicht im Geringsten darauf vorbereitet, mein Leben ohne den Mann zu führen, den ich liebte. Man hätte meinen können, nach meiner Vorahnung beim Onkologen hätte ich mich besser darauf

eingestellt, aber als Tim nach seinem tapferen und harten Kampf starb, warf es mich völlig aus der Bahn.

Ich hob die Hand mit dem Blumenstrauß. »Freu dich nicht zu früh«, sagte ich an den Grabstein gerichtet, »die sind nicht für dich gedacht, sondern als Wiedergutmachung für den Mann, dessen Frau irgendwo dort drüben liegt.« Dabei nickte ich in die Richtung, aus der der Fremde neulich gekommen war. »Gib mir einen Moment Zeit, um sie zu suchen, dann können wir uns weiter unterhalten. Wir haben ja noch viel zu bereden.«

An jedem anderen Ort hätte man mich für verrückt erklärt, wenn ich so mit dem abwesenden Tim gesprochen hätte. Hier war das allerdings normal, ja praktisch Pflicht. Zu unseren Füßen ruhten Menschen, die wir liebten, mit denen wir unser Leben geteilt hatten und mit denen unsere Herzen und unsere Seelen verbunden waren. *Nicht* so mit ihnen zu sprechen, wie wir es gewohnt waren, *das* wäre verrückt gewesen.

Meine Intuition führte mich auf geradezu unheimliche Weise zur richtigen Stelle. In einer Reihe flechtenbedeckter und von Unkraut überwucherter Steine war der blank geputzte Gedenkstein gut zu sehen. Das Grab war gepflegt und mit niedrigen blühenden Stauden bepflanzt. Die Inschrift auf dem hellgrauen Marmor war eher schlicht und doch rührend. Ich entnahm ihr, dass die Frau zu meinen Füßen Anna Thomas hieß, die Ehefrau eines gewissen Liam und jung – genauer gesagt, in meinem Alter – gewesen war, als ihr Leben vor acht Jahren ein vorzeitiges Ende gefunden hatte. Wie schrecklich.

Ich hockte mich neben den Grabstein und legte den kleinen Strauß gelber Rosen behutsam nieder. Nur wenige Menschen beherrschen noch die Sprache der Blumen, aber als Floristin sprach ich sie fließend. Diese hier sagten: »Es tut mir leid«, und zogen einen Schlusstrich unter das unglückliche Zusammentreffen mit dem Ehemann von Anna Thomas. Zwischen den eng gebundenen Blumen steckten eine kleine Karte, auf die ich *Danke* geschrieben hatte, und eine ungeöffnete Packung Taschentücher. Er konnte sich sicher denken, von wem sie kamen.

»Also, was gibt's Neues? Was war bei dir in letzter Zeit so los?«

»Nicht viel«, erwiderte ich. *Abgesehen davon, dass ich mich darauf vorbereite, schwanger zu werden.* Einen Schreckensmoment lang dachte ich, ich hätte das laut gesagt. Aber das Gesicht meiner Schwester auf dem Bildschirm wirkte weder verblüfft noch erschüttert, also hatte ich es wohl doch nicht getan.